

Der Nachmittag zu grell. Auf meiner Netzhaut reiben die Lider bei jedem Wimpernschlag.

«Wieso mache ich das mit?» fragt Mila leise. «Wieso vertraue ich dir?» Ihr schwarzes Haar so lang. Fast bis zu dem Tuch, mit dem sie ihren dünnen Sarong um die Hüfte zusammenhält. Der Wind rauscht, und die Kräuter im Hof werfen Gerüche – Salbei, Lavendel, Wolfsmilch. Irgendwo im Dorf dengelt jemand eine Sense. Singvogelrufe.

«Weil du auch nach etwas suchst, das uns weiterhilft. Weil du mich immer noch magst.»

Mit der Zungenspitze zählt Mila ihre Zähne ab. Die leichte Schiefstellung. «Na gut», sagt sie, «und warum mag ich dich immer noch?»

Drüben im Steinbruch rutschen Schotter und Mahlabfall von der Ladefläche eines Lastwagens. Wir sehen den Staub über die Hecken ziehen, bevor wir das Scheppern hören können. «Ich weiß nicht. Was hat dir zuerst gefallen?» frage ich zurück.

«Wie kantig dein Körper ist», sagt sie, «wie mager und sehnig. Wie straff sich die Haut über deine Rippen spannt.» Sie schaut zur Kamera, die ich aufs Stativ geschraubt habe. «Das ist immer noch schön und begehrenswert, aber ... du bist wie eine Kreissäge, Lorenz», sagt sie. «Das sirrt so. In deiner Nähe ist es manchmal kühl. Ein Hauch, der zieht

einen hinein.» Sie hält ihre Hand vor mein Gesicht, Millimeter neben meine Wange, und zittert. «In dieser Spannung hältst du mich, oder? Aber immerhin, du hältst mich. Das ist gut.»

Und ich spüre, wie in mir auch ein Zittern beginnt, das noch unter der Haut liegt, eine Kälte, die von innen kommt. Die nackte Angst, daß ich mich verstiegen und sie umsonst überzeugt habe, daß ich sie weiterer Gefahr aussetze. «Du kannst dich trauen», sage ich trotzdem, «ich werde dich nicht verletzen. Ich schmelze im Augenblick, in dem du mich berührst. Ich halte die Zeit an.»

Sie schüttelt den Kopf. «Das willst du mit jedem Foto, aber nicht mit diesem.»

«Du hast recht», gebe ich zu, «im Gegenteil. Ich will uns zurückbringen. Wir löschen alles aus, und wir starten neu.»

«Das weißt du nicht», sagt sie, fast ohne ihre Lippen zu bewegen. Ich nicke, und wir betrachten die Arbeit der letzten Monate, die Bretter der Bühne, die ich so sorgfältig präpariert habe: eine Wasserdrainage eingezogen, damit sie sich nicht entzünden kann, Utensilien herbeigeschleppt und einiges davon so hergerichtet, daß es dem Wetter standhalten solle – den mit Lack überzogenen breiten Sessel, auf dem Mila zu sitzen kommen wird. Darüber die geschweißte Flugzeugnase mit dem flüssigen Gemisch. «Wird man das alles erkennen können, Lorenz? Dieses viele Zeug, dieser winzige Kram ... Wird man irgend etwas davon sehen können?»

«Das ist meine Arbeit, Mila: daß man das genau erkennt. Es wird gestochen scharf sein. Bis in den letzten Winkel hinein.»

«Und bis zur letzten Narbe auf meiner Haut.»

«Das auch, ja.»

«Können wir das wirklich, Lorenz?» fragt sie. Ihre Stimme ist plötzlich kühler und tiefer geworden. Ihre Hand streicht meinen Arm entlang, aber matt, eine unentschiedene Bewegung.

«Wir sind so weit gekommen, Mila. Das schaffen wir auch noch. Das schaffst du auch noch.»

Mila sieht mich an, so prüfend – ich muß wegsehen. «Ich weiß nicht, ob Liebe so aussieht», sagt sie und wartet, bis ich wieder aufschaue, zieht meine Hand zu sich hinüber. «Wenn deine Liebe so aussieht», wiederholt sie, «ist das verrückt, aber wie sonst solltest du sie zeigen?» Ich umfasse ihre Taille, lege eine Hand hinter ihren Kopf, und sie bettet ihn in die Schale, die ich forme, und ich sauge lange die Luft ein, während ich ihr Gesicht küsse. So schmeckt nur sie, so trocken und fruchtig. Sie löst sich von mir, geht die paar Schritte zum Bretterboden hinüber und steigt hinauf. Das Holz knirscht unter ihren nackten Füßen, mit einer Hand dreht sie ihr Haar über der Schulter zusammen, und ich habe Lust zu sagen, sie solle sich hinsetzen, wir machen das Foto. Aber ich möchte das andere Licht, den roten Abendschein.

«Das Schlimmste», sagt sie und lächelt, «wäre doch, das Foto ist fertig, und es enttäuscht dich.»

«Befürchtest du das?»

Sie zeigt unbestimmt hinter sich. «Unsere Geschichte hat so viele Aus- und Eingänge. Wo soll man anfangen? Wie willst du das ... wie soll das hier ein Bild ergeben?»

«Es ergibt eines mit dir, Mila. Ich sehe es schon genau vor mir.»

Wenn es dazu kommt, daß ich die Auslöser drücke, wird Mila nackt im Sessel sitzen, ihr Schamhaar wie ein Eichhörnchenjunges in ihrem Schoß. Wenn das Abendlicht endlich die richtige Temperatur hat, werden ihre Narben aussehen wie Korallentriebe in Unterwasserströmungen. Und die explodierende Wanne über ihrem Kopf wird uns um zwölf Jahre zurückschleudern: 1988 – das Flimmern unserer Blicke, wenn der andere hineingeriet, die Weichheit jener Wege, die meine Finger auf Milas Unterarmen gegangen waren. Zurück zu jenem 28. August, auf dessen Abend hin wir gelebt hatten und an dessen Nachmittag sie nach Ramstein gefahren war. Feuer mit Feuer bekämpfen. Das ist, was wir tun werden.

Hätte Mila Worte zu sagen, was auf ihr lastet, sie würde nicht lange suchen nach einem Eingang für ihre Geschichte. Sehe ich Mila nicht in diesem Sessel sitzen, während jenes von mir inszenierte Inferno ausbricht, das ein viel größeres nachstellt, dann sehe ich sie vornübergebeugt auf einem Stuhl. Fahl ausgeleuchtet stelle ich sie mir vor, wie in einem Film oder einem Theaterstück, die Füße hinter das Metall der dünnen Stuhlbeine geklemmt, und die Hände hat sie zu Fäusten geballt zwischen ihren Knien, als versuche sie, einen Stein auszupressen, oder sie klammert sich an die Sitzfläche, als fürchte sie, von diesem winzigen Floß in der Stille zu kippen.

Ihr Name, würde sie sagen, sei Mila, und sie sei vor zwölf Jahren, an diesem Augustsonntag 1988, in Ramstein gewesen, als die dort stationierten Amerikaner zum letzten Mal einen Flugtag veranstaltet hätten. Mit dem Absturz der Flugzeuge damals, mit dem Augenblick, in dem ihre Haut Feuer

gefangen habe, beginne alles. Da sei sie neu geboren worden als das, was sie heute sei und was sie sich niemals ausgesucht hätte. Die Mila zuvor, würde sie weiter sagen, kenne sie heute besser als damals, und deswegen sei es um so schlimmer, daß sie nicht zu ihr zurückkönne, um sie zu trösten, denn die Mila zuvor sei wohl einfach bloß jung gewesen.

Dann würde sie vielleicht erzählen, daß sie eine Weile vor Ramstein mich kennengelernt habe als einen Mann, der sie *aufgehoben* habe, und das gleiche habe sie wohl auch mit mir gemacht. Eine gute Zeit, wären ihre Worte, die sie sehr langsam spräche, und dann erzählte sie ein bißchen von dem, was sie später habe aufgeben müssen: den Gedanken an ein Kind, weil ihr kein Arzt habe garantieren können, die Haut am Bauch werde das mitmachen, und auch kleinere Träume wie die Arbeit mit Metall, den Meisterbrief nach der Goldschmiedelehre, denn ihre Finger – seien sie auch wie durch ein Wunder beinahe ebenso unversehrt wie ihr Gesicht geblieben – hätten keine Spannung und keine Ruhe mehr gefunden. Das Pellen eines Eies habe sich in das mühselige Zerreiben von Kalkstaub verwandelt, noch das Zähneputzen immer wieder in ein scheinbar wütendes Einstechen auf Rachen und Zunge.

Von der guten Zeit würde sie nichts weiter sagen. Nichts davon, wie gern sie im August die Ähren an ihren Unterarmen und in ihren Achseln hat kitzeln lassen. «Gutes Mehl», hatte sie auf den Feldern der Hügelhöhen gemurmelt, «braves Brot.» Ihr ärmelloses Kleid wunderbar weit, keinerlei Scham, und so hatte ich ohne Anstrengung die Haut darunter sehen dürfen, die kleinen Brüste. Das Licht auf ihr war immerzu so satt, als ob es sie gesucht und gefunden hät-

te – wie Mehlstaub. Irgendwo blühte mattgelb der Raps, dessen fauligen Geruch sie mochte, und daher war sie in diese Felder marschiert und hatte die Hummeln um ihre langsam kreisenden Arme fliegen lassen.

Käme sie auf Farben zu sprechen, sagte Mila aber nun, das Gelb sei ihr zu grell geworden. Mühlbach sei ihr zu nahe an Ramstein gelegen gewesen, und sie habe nur darauf gewartet, daß sie endlich wieder beweglich genug geworden sei, um wegzugehen. Ein Verlangen, das sie ausgerechnet an ihren Eltern hatte kennenlernen müssen, die sich Monate vorher schon aus dem Staub gemacht hätten. Warum? Das starre Schweigen in dem weißen Bündel, das Mila so lange gewesen sei. Zum letzten Mal von der Situation überfordert, ein Kind zu haben, sich kümmern zu müssen ... Also adieu. Erinnerungen, unter denen Milas Wimpern – so schiene es – sich einige Grad mehr anspannten, so sehr reckte sich ihr Stolz nach dem Licht. Und dann – nicht wahr, Lorenz, sagte sie – sei sie auch weggegangen, sei sie mit mir in die Stadt gezogen. Mit etwas mehr Glück, mit etwas mehr Geduld ... wer weiß, ob nicht alles hätte gerade ebensogut werden können, wie es für diese neugeborene Mila nun maximal vorgesehen gewesen sei.

Aber Mila hat diese Worte nicht, und ich kann ihr nichts davon abnehmen. Mila steht am Rand der Bühne, und hinter ihr warten ein zerborstener und lackierter Sessel und eine explosive Konstruktion. Ihre Zehen biegt sie um die Kante der letzten Bohle. «Das hier kann alles umsonst sein, Lorenz», sagt sie. «Unsere Geschichte kann schon zu Ende geschrieben sein.»

«Nein», sage ich, «an meinem letzten Tag in der Stadt,

in der Nacht, bevor ich dich verlassen habe, da hat es eigentlich begonnen.»

«Begonnen?»

«Die zweite Geschichte. Deine, meine und die von uns beiden. Mit dem Foto hier fangen wir das letzte Kapitel an. Das längste, das beste.»